

Masařík, Zdeněk

[Schmitt, L.E. Untersuchungen zu Entstehung und Struktur der "Neuhochdeutschen Schriftsprache". I. Bd., Sprachgeschichte des Thüringisch-Obersächsischen im Spätmittelalter: die Geschäftssprache von 1300 bis 1500]

Sborník prací Filozofické fakulty brněnské univerzity. A, Řada jazykovědná.
1968, vol. 17, iss. A16, pp. 159-161

Stable URL (handle): <https://hdl.handle.net/11222.digilib/100142>

Access Date: 22. 02. 2024

Version: 20220831

Terms of use: Digital Library of the Faculty of Arts, Masaryk University provides access to digitized documents strictly for personal use, unless otherwise specified.

Toutes ces petites observations ne veulent nullement diminuer la haute valeur du dictionnaire de M. Warnant auquel on doit savoir bon gré d'avoir osé le premier attaquer ce domaine nouveau en lexicographie, domaine posant des problèmes très délicats et subtils. Le but de nos remarques n'est que l'aider à perfectionner son dictionnaire qui a fait disparaître une lacune gênante dans nos travaux lexicographiques.

Otto Ducháček

L. E. Schmitt: *Untersuchungen zu Entstehung und Struktur der „neuhochdeutschen Schriftsprache“*. I. Bd. Sprachgeschichte des Thüringisch-Obersächsischen im Spätmittelalter. Die Geschäftssprache von 1300 bis 1500. Böhlau Verlag Köln/Graz 1966. S. 686 + Kartenteil.

Der Entstehung und Struktur der neuhochdeutschen Schriftsprache sind in der Vergangenheit viele Teilstudien und Aufsätze gewidmet worden, die sich von verschiedenen Aspekten aus mit dieser Problematik beschäftigt haben. Die unterschiedlichen Ergebnisse dieser Erforschung sind darauf zurückzuführen, daß nur Teilgebiete von verschiedenen Gesichtspunkten bearbeitet wurden, und das Material in seiner Komplexität nicht ausgewertet wurde. Andererseits sind diese Vorarbeiten eine notwendige Voraussetzung gewesen, um an eine systematische Gesamtdarstellung dieser in mancher Hinsicht komplizierten Fragen herangehen zu können.

In dieser Richtung ist der vorliegende erste Band einer breit angelegten Gesamtdarstellung von L. E. Schmitt ein erster und kühner Schritt. Das Gesamtwerk, das auf 8 Bände geplant ist, soll die wichtigsten Etappen der Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache und ihrer Struktur von neuem und systematisch zu erfassen und zu klären versuchen. In dem vorliegenden ersten Band werden in zwei umfangreichen Kapiteln die Kanzleitraditionen und Einzelschreiber zunächst in den großen Kanzleien im Umkreis des Thüringisch-Obersächsischen Raumes im 14. Jh. (S. 13—161) behandelt, auf die dann im zweiten Kapitel (S. 162—453) die Untersuchungen zur Schreibergeschichte der Städte, Herren und Klöster im Thüringisch-Obersächsischen Raum folgen.

Dem ganzen Werk liegt, im Unterschied zu manchen anderen Arbeiten aus diesem Bereich, ein Arbeitsverfahren zu Grunde, das sowohl die äußere als auch die innere Sprachgeschichte berücksichtigt, was auf S. XLVII prägnant formuliert wird: „Gegenstand der inneren Sprachgeschichte ist die Sprachstruktur in Raum und Zeit. Sie kommt für eine ganzheitliche Sprachauffassung nicht ohne die äußere Sprachgeschichte aus, nicht ohne Rückzug auf die historischen Träger der Sprach- und Schreibsprache...“

Nach den beiden Einleitungen, die den methodologischen Fragen der Geschäftssprache (dieser Terminus wird vom Verfasser für Urkunden- oder Kanzleisprache bevorzugt) sowie der Auswertung der bisher auf diesem Gebiet erschienenen Literatur gewidmet sind, wird vor allem auf die komplizierte Problematik der Prager kaiserlichen Kanzlei eingegangen. Aufgrund einer breit angelegten Analyse des kanzleimäßigen Materials nach den Schreiberhänden, deren Grundlage der Verfasser u.a. bereits im J. 1936 erarbeitet hat¹, wird diese Bedeutung für die Herausbildung der deutschen Geschäftssprache von neuem formuliert. Die besondere Stellung der Urkundensprache der Kanzlei Karls IV. innerhalb der deutschen Sprachgeschichte des 14. Jh. allerdings nicht bestreitend, wendet er sich gegen die These von K. Burdach und seine Schüler, daß die Entstehung und Durchsetzung der Sprachnorm im 15. und 16. Jh. in Abhängigkeit von dem von ihnen als einheitlich aufgefaßten Prototyp der deutschen Einheitssprache in der Prager Kanzlei des 14. Jh. zu suchen ist. Als das Territorium, in dem die Vorstufen der neuhochdeutschen Hochsprache zu suchen sind, bezeichnet der Verfasser den eingeeengten Raum des Thüringisch-Obersächsischen. Diese Feststellung wird von der gegenwärtigen Forschung allgemein akzeptiert, auch wenn man auf der anderen Seite meinen möchte, daß es in einer solchen Kanzlei, in der die Urkundensprache bereits eine lange Tradition hatte und in der die „Schreiberelite“ konzentriert war, zu einer Nivellierung und Standartisierung (z.B. in der Morphologie) eher kommen konnte als in den Kanzleien, in denen diese Aspekte nicht in solchem Maße erfüllt worden sind. Mit ähnlicher Sorgfalt und in derselben Breite wird auch das kanzleimäßige Material anderer

¹ L. E. Schmitt, *Die deutsche Urkundensprache in der Kanzlei Kaiser IV.*, (= Mitteldeutsche Studien, H. 11), Halle/Saale 1936.

großer Städte (Kap. 1) wie auch die Urkundensprache der kleinen Städte, Herren und Klöster des erwähnten Raumes, nach den einzelnen Schreibern analysiert und ausgewertet (Kap. 2). Daß der Verfasser bei diesem Verfahren stets auch methodologische Fragen von neuem überlegen mußte, beweisen nicht nur die einleitenden Abschnitte des vorliegenden Bandes, sondern auch viele andere Stellen bei der konkreten Analyse des Urkundensmaterials in den beiden Hauptkapiteln.

Gleich am Anfang der Untersuchungen (S. XXVIII) wird die verfehlte Ansicht der älteren Forschung korrigiert, die die Urkundensprache mit dem entsprechenden Dialekt gleichsetzen wollte. Es ist zwar anzunehmen, daß einige Urkunden und vor allem anderes diplomatisches Material dem gesprochenen Dialekt näher stehen als z.B. die literarischen Denkmäler im engeren Sinne des Wortes und so für die Erkenntnis der Dialektgeschichte relativ größere Bedeutung haben. Dies könnte man in den Niederschriften der kleineren Kanzleien bei den nicht professionellen Schreibern beobachten, bei denen die Kraft der Schreibertradition und der kanzeisprachlichen Norm in einem geringeren Maße zum Ausdruck kommt, als bei den geschulten Schreibern in den größeren Kanzleien. Nicht einmal hier kann man jedoch die Sprache der Niederschrift mit dem Dialekt gleichsetzen. Damit hängt gleich eine andere Frage zusammen: soll man bei der Analyse des Kanzeimaterials von den einzelnen Schreibern, oder von der Schreibgewohnheit der Landschaft, des Ortes, der Kanzlei ausgehen? Schmitt bevorzugt das erste Verfahren, läßt aber dabei das andere nicht außer acht, was ohne Zweifel dort richtig ist, wo man in der glücklichen Lage ist, über die Schreiber die notwendigen Angaben zu haben. An mehreren Stellen betont der Verfasser neuerdings die Notwendigkeit einer engen Zusammenarbeit mit den historischen Hilfswissenschaften. Dies ist vor allem bei solchen Darstellungen wichtig, die alle Umstände der Entstehung einer Urkunde berücksichtigen und bestrebt sind, nicht nur den sprachlichen Charakter einer Urkunde (oder einer Kanzlei oder eines Schreibers) ohne Rücksicht auf die paläographisch und diplomatisch feststellbaren Tatsachen zu ermitteln, sondern alle sprachlichen Erscheinungen auch mit den Fakten der außersprachlichen Wirklichkeit allseitig zu erklären versuchen. Bei einem solchen Verfahren, wie das auch bei Schmitt konsequent zur Geltung kommt, ist die enge Zusammenarbeit mit den historischen Hilfswissenschaften unumgänglich.

Bei der eigentlichen linguistischen Interpretation geht Schmitt einigemale auf das Verhältnis von „Schriftzeichen“ und „Laut“ ein, wobei er von der Beschreibung der Schriftzeichen ausgeht und in Anlehnung an die phonematische Untersuchungen der lebenden Sprachen eine Strukturanalyse der historischen Sprachzustände anstrebt. Die Richtigkeit dieses Verfahrens bestätigen auch die neuesten Untersuchungen von W. Fleischer². Zu begründen ist dieses methodische Verfahren schon dadurch, daß die gesamte Sprachgeschichte eigentlich die Geschichte der geschriebenen Sprache ist, die in ihrem Wesen anders geartet ist als die gesprochene Sprache, die ein System darstellt, das sich von dem der gesprochenen Sprache wesentlich unterscheidet. Eine andere methodische Feststellung des Verfassers (S. XLII), daß der Schwerpunkt der bisherigen Untersuchungen in der Erforschung der Laut- und Formenlehre liegt, wäre so zu erklären, daß der mundartliche Charakter der Urkundensprache sich vor allem auf dem Gebiete der Lautlehre und teils mittels dieser lautlichen Unterschiede, teils unabhängig von ihnen sich auf dem Gebiete der Morphologie geltend macht. Die syntaktische Analyse muß jedoch in Zukunft auch einbezogen werden, nicht nur deswegen, weil sonst die sprachliche Analyse unvollständig wäre, sondern auch, weil gerade anhand der syntaktischen Analyse auch noch weitere methodische Fragen beantwortet werden können.

Auch noch in vielen anderen methodologischen Fragen ist Schmitts Arbeit anregend und aufschlußreich, worauf jedoch an dieser Stelle nicht eingegangen werden kann.

In unseren Bemerkungen haben wir viel mehr nur einige wichtige methodologische Postulate herausgegriffen, die zwar auch noch von anderen Forschern aufgestellt wurden, die aber in der vorliegenden Arbeit aufgrund einer breiten Materialgrundlage teils neu erläutert und formuliert wurden. Auch wenn sich in Teilfragen unterschiedliche Ansichten ergeben sollten, betrifft dies keinesfalls die Grundkonzeption, die richtig und überzeugend ist.

Die breit angelegte Materialgrundlage des ersten Bandes bezeugt auch das umfangreiche Verzeichnis der gedruckten und ungedruckten Quellen sowie ein umfassendes Literaturverzeichnis (insgesamt 172 Seiten). Angeschlossen sind das Namenregister sowie 42 Karten.

² W. Fleischer, *Strukturelle Untersuchungen zur Geschichte des Neuhochdeutschen*. Akademie-Verlag-Berlin 1966.

Anschließend kann man dem Verfasser für dieses Unternehmen nur danken und seinem Gesamtwerk, mit dem er einer Krönung seines Lebenswerkes zustrebt, einen raschen und gedeihlichen Fortgang wünschen.

Zdeněk Masařík

Frederick B. Agard — Robert J. di Pietro: The Sounds of English and Italian. The University of Chicago, Chicago and London 1965, p. 76.

Ce livre est la deuxième étude du Centre de la linguistique appliquée concernant la comparaison de l'anglais et d'une langue étrangère. Cette fois les auteurs étudient les sons de l'anglais et de l'italien et indiquent les interférences de l'anglais, causées par les différences structurales.

Le livre est divisé en six chapitres: I. Introduction, II. Comparaison du système italien des voyelles et des consonnes avec le système anglais, III. Comparaison des phonèmes et leurs allophones en italien et en anglais, IV. Comparaison des modèles vocaliques, V. Comparaison des modèles consonantiques dans les deux langues, VI. Intonation en italien et en anglais.

Les auteurs expliquent en détail les systèmes des phonèmes vocaliques des deux langues et classifient les phonèmes d'après leurs traits distinctifs: la position verticale et horizontale de la langue et la position des lèvres. Ils trouvent ainsi sept voyelles pour l'italien et, quatorze sommets de syllabe qui ont la forme d'une voyelle accompagnée d'un „glide", pour l'anglais. Ci-après, ils suivent la distribution des phonèmes dans les deux langues et enfin ils comparent les modèles phonologiques dans la structure de la syllabe et du mot. Après les voyelles simples, les auteurs comparent les diphtongues, éventuellement les triptongues italiennes à la succession de deux voyelles en anglais et constatent que les diphtongues ayant la semi-voyelle à la fin causent plus de difficultés aux étudiants anglais que les diphtongues ayant la semi-voyelle au commencement. En ce qui concerne l'alternance de la voyelle ouverte et fermée et sa position dans la syllabe accentuée ou inaccentuée, ce qui est caractéristique pour l'italien, le sujet anglais est habitué à réaliser, dans la syllabe inaccentuée, la réduction de la voyelle.

Les systèmes consonantiques italien et anglais montrent également des différences. En italien, n'importe quelle consonne simple peut apparaître au commencement de la syllabe, mais sa présence à la fin de la syllabe est limitée. Les groupes de deux ou trois syllabes apparaissent de même très souvent au commencement de la syllabe, mais ne se présentent pas à sa fin, quoiqu'on les rencontre à la frontière des syllabes. Dans la position à la frontière des syllabes on trouve aussi toutes les consonnes doubles qui sont caractéristiques pour l'italien.

D'entre tous les groupes de consonnes italiennes, ce sont les groupes *tr*, *dr* qui paraissent les plus difficiles pour les Américains. Car en anglais, dans cette position, il y a une autre variante. Également les groupes *sb*, *sd*, *sg* causent des difficultés parce que les Américains intercalent ici soit un *e* caduc, soit suppriment la sonorité de la deuxième consonne.

À côté des phonèmes, les auteurs prêtent leur attention aux jonctures. En italien, il y a deux sortes de jonctures, mais en anglais il y en a trois, dont deux sont employées à l'intérieur des mots; ce qui provoque chez les Américains parlant italien la prolongation de la première voyelle dans la diphtongue.

Le dernier chapitre est consacré à l'intonation en italien et en anglais. Les auteurs constatent que la ressemblance des modèles d'intonation dans les deux langues est minime et ils étudient la place de l'accent dans le mot, en indiquant les cas où l'usage anglais est transférable en italien.

Les comparaisons des phonèmes et des modèles italiens et anglais sont accompagnées de tableaux et de planches vraiment synoptiques. Si on compare le livre que nous venons de présenter au premier livre de la même série, „The Sounds of English and Spanish“ de R. P. Stockwell et J. D. Bowen (Chicago 1965), il faut constater que les auteurs du livre „The Sounds of English and Italian“ ont consacré beaucoup de place à la comparaison des phonèmes au détriment de l'intonation. De même le nombre des exemples cités laisse à désirer et les auteurs n'ont pas tiré de leur exposé des conclusions aussi précises que leurs prédécesseurs. Malgré tout, le livre est très intéressant pour les linguistes et les phonéticiens ainsi que pour les professeurs de langues.

Marie Josková